

Verlustangst und Verlufterfahrung

»Jede versäumte Stunde ist auf Ewigkeit verloren« Der drohende Verlust des Partners in Lotte Tobischs Tagebuch

TANJA GAUSTERER

»Ich schrieb immer, wenn ich nicht sprechen konnte«, notierte Lotte Tobisch (1926–2019) im zweiten Eintrag ihres Tagebuches, das sie von 1949 bis 1959 führte.¹ Obwohl die Formulierung eine regelmäßige Aufzeichnungstätigkeit vermuten lässt, sind ein paar lose Blätter mit dem bescheidenen Umfang von dreizehn Seiten das einzige überlieferte Diarium der später als Organisatorin des Wiener Opernballs über die österreichischen Landesgrenzen bekannt gewordenen Schauspielerin.

Die privat-intime Selbsteinkehr zählt gemeinhin neben der Funktion als Erinnerungsstütze wohl zu den häufigsten Anlässen, ein Tagebuch zu führen. Im vorliegenden Fall gerät es zu einem Zufluchtsort, in dem allein krisenhafte Momente eines Lebensglücks verzeichnet werden. Dieses Lebensglück, das Tobisch bis ins hohe Alter beschwor, hatte sie als junge Schauspielerin in ihrer Beziehung mit Erhard Buschbeck (1889–1960) gefunden, den sie durch ihren ehemaligen Schauspiellehrer Raoul Aslan (1886–1958) kennengelernt hatte. Aslan wurde 1945 erster Nachkriegsdirektor des Burgtheaters, Buschbeck galt als »graue Eminenz« des Hauses, dessen Geschicke er ab 1918 in verschiedenen Direktionen entscheidend mitbestimmte. Erfahrung, Engagement und Gelassenheit des fast 40 Jahre älteren Theatermannes machten nachhaltig Eindruck auf die aparte Nachwuchsmimin, sodass die beiden nach vorsichtigen Annäherungen ab 1950 öffentlich als Paar auftraten und eine gemeinsame Wohnung teilten.²

Abgesehen vom Altersunterschied und der führenden Position an der »Burg« stand dem erhofften Glück zunächst Buschbecks private Rolle als Ehemann und zweifacher Familienvater im Weg, worauf Lotte Tobischs initialer Tagebucheintrag vom 21./22. November 1949 anspielen dürfte. Nach mehrfachen Liebeschwüren werden darin ohne weitere Bestimmung »alle[r] Schmerz, alles Leid und Weh« der »furchtbaren Stunden, Tage[] der letzten Woche« beklagt (TB, 21./22. November 1949, S. 1). Der zweite Eintrag findet sich erst ein Jahr später und verzeichnet Trennungsschmerz und Sehnsucht, weil Buschbeck mit dem Burgtheaterensemble auf Tournee in Deutschland weilte (vgl. TB, 16. November 1950, S. 1). Auch der dritte Eintrag folgt mit deutlichem Abstand erst im Juni

1951. Nach einer Premierenfeier schläft Buschbeck bereits, während Tobisch ruhelos bleibt. Von ›Klage‹ und immer wieder von ›Gespenstern‹ ist die Rede: »Mein Leben ist er [Erhard Buschbeck; Anm. d. Verf.], meine Erfüllung und größtes Unglück dennoch. Wehe dem, dem Gott seine Wünsche in Erfüllung gehen läßt« (TB, 16. Juni 1951, S. 2). Vermutlich führte in diesem Fall bloß ein unausgesprochener Konflikt zum Zorn und Unmut der Partnerin und zur affektiven Äußerung des »größte[n] Unglücks«.

Am 17. Oktober 1959, also mehr als acht Jahre später, erfährt das Tagebuch als bislang äußerst sporadisch bemühtem Medium zur Selbsteinkkehr eine Zäsur. In diesem vierten Eintrag kulminieren zwei memorable Ereignisse: der Geburtstag des Freundes Raoul Aslan und die Nachricht, dass bei Erhard Buschbeck im Rachenraum ein Geschwür entdeckt wurde, dessen pathologische Bestimmung es zwar noch abzuwarten galt, doch im ersten Schock ist für Tobisch das Schlimmste zu befürchten:

[...] es werden vielleicht noch viele 16. Oktober kommen, und an allen[,] die kommen werden, wird dieser eine Augenblick wieder auftauchen, dieser Stich, dieser Schmerz lebendig sein – der heute durch trügerische Hoffnung, durch die Gedanken an das nächste und wichtigste verwischt ist. –

Erhard hat Krebs. Vielleicht Wochen, Monate – höchstens aber ½ Jahr bleibt uns noch. Und ich will nichts denken[,] als an diese Zeit, die wir noch haben. – Diese Zeit soll die Krönung eines einmaligen Zusammen-seins von 10 Jahren werden – für ihn vor allem und für mich. – Denn mit ihm verliere ich alles[,] was ich habe. (TB, 17. Oktober 1959, S. 4; vgl. Abb. 1)

In den folgenden Tagen notiert Tobisch regelmäßig. In fünf Einträgen bringt sie bis zum 26. Oktober 1959 all ihre ambivalenten Gefühle zu Papier, die verschiedene Phasen der Krisenbewältigung zwischen rationaler Bemühung und irrationalen Wunschdenken aufzeigen: Angst und Sorge, Verzweiflung und Hoffnung, Verdrängen der Wirklichkeit und immer wieder die Versuche, die eigene Kraft zu beschwören. »Mein Herz klopft ununterbrochen bis zum Zerreißen[,] und Angst löst die Hoffnung, Hoffnung die Angst ab – wie Wellen auf und nieder, auf und nieder bleib ich Welle« (TB, 19. Oktober 1959, S. 6), heißt es wenige Tage nach der Erstdiagnose.

und werden bald von neuen Sonnenstrahlen
besen sein.

Und wenn ich sterbe.

Alles kommt es mir ja immer so.

Alles Liebe, das noch.

17. Okt 1959

Heute also war der 16. Okt 1959. Ein Tag, der seit vielen Jahren
als Anlass feierlich bei uns bedacht wurde - früher mit
Gedanken an Sie, seit seinem Tode mit weihnachtlichen
Gedanken.

Heute aber ist dies Tag ein anderer geworden und es werden
vielleicht noch viele 16. Oktobere kommen, und an allen
die kommen werden, wird dies eine Augenblicke wollen
aufstehen, diese Idee, dies Lebensgedanke sein -
den heute durch trügerische Hoffnung, durch die Gedanken
an das Nächste und Nächste ~~schon~~ ist. -

Wohin hat Krebs. Nebenst Wollen, Monate - ~~was~~ Warten
aber 1/2 Jahr bleibt uns noch. Und ich will nichts denken
als an diese Zeit, die wir noch haben. - Diese Zeit soll die
Kronung eines ewigen Zusammenlebens von 10 Jahren
werden - für Sie vor allem und für mich. - Denn mit
Ihnen verliere ich alles was ich habe. -

Aber ich habe Sie noch und bin dann glücklich. Und
er sieht mich an, mit dem Altruismuswollen - wohl
wissenden Blicks - aber er sieht wie alle die Jahre

Abb. 1: Mit der Krebsdiagnose bei Erhard Buschbeck gerät das Lebensglück
für Lotte Tobisch in Gefahr. TB, 17. Oktober 1959, S. 4.

Die ›Wellen‹-Metapher als Ausdruck ihrer aufgewühlten Gefühlswelt bleibt erhalten. Ebenso verwendet Tobisch Begriffe wie »Ventil« und »Überdruck«, die ihr Stark-sein-Wollen betonen und gleichzeitig ihr Alleinsein in dieser Situation zeigen. Ein offenes Gespräch über die potenziell lebensbedrohliche Erkrankung scheint von Beginn an kaum stattzufinden, obwohl Erhard Buschbeck auf der anderen Seite ähnliche Ängste auszustehen hatte. Im Tagebuch wird das wechselseitige Ausblenden der Bedrohung besonders spürbar, wenn Buschbeck außer Haus war und seinen Verpflichtungen am Burgtheater nachging:

Vorgestern abends[,] als er weg ging ins Theater[,] bin ich zusammengeklappt, wie ein Taschenmesser – ich schrie und schrie und schüttelte mich vor Weinen – seither hab ich mich besser in der Hand. – Seit der furchtbaren Nachricht war ich so voll Schmerz – es war vorgestern wie ein Ventil[,] das aufbrach – seither ist der Überdruck gewichen und bin ich ruhiger, obwohl der Schmerz, die Angst die gleichen sind[,] im Gegenteil sogar dieses Zittern gekommen ist, dieses Zittern der Seele, diese Wellen, dieses Auf und nieder. (ebd.)

Auf diesen wenigen Tagebuchseiten wird als einzige Vertrauensperson Tobischs Mutter Nora Krassl erwähnt, die der Tochter in einem Gespräch Mut und Hoffnung zugesprochen hatte (vgl. ebd.). Ansonsten aber bleibt die junge Frau vermeintlich allein und mit Gott. Mag es nur die Suche nach einem imaginären Gegenüber gewesen sein, so ist dennoch signifikant, dass Lotte Tobisch – altkatholisch getauft und zu Beginn ihrer Schulzeit an der elitären Klosterschule Sacré Coeur ausgebildet – in ihrer Not auffallend oft diese Ansprache und vor allem Begriffe aus dem Leidens- und Erlösungsgeschehen um Jesus Christus bemüht, die die katholisch tradierte Bereitschaft der ›Sünderin‹ zum (stellvertretenden) Opfer und zur Buße vorsieht: ›Leid‹, ›Erbarmen‹, ›Gnade‹ werden gemeinsam mit ›Schmerz‹ oder auch ›Hoffnung‹ und sogar dem Erbitten von ›Wundern‹ zum gängigen Vokabular des Tagebuches:

Ein Wunder, ein Wunder! Lieber Gott, laß es geschehen. Aber ich will vernünftig sein, ich will es ja tragen, will es leiden[,] wenn es sein muß, alles, alles, nur ihm erspare[,] was nicht zu ertragen ist. –
Ich kann mich nicht abfinden mit dem Schrecklichen, wie ich erst dachte; denn ›sich abfinden‹ ist passiv – – ich aber kann nicht passiv sein – ich

kann nur erleiden, ertragen, erdulden. Gib mir die Kraft, daß ich es kann.
Nur ihm, ihm erspare, erspare –
Ich will alles tragen, erleiden, nur Kraft, Kraft –
Ein Wunder, oh laß ein Wunder geschehen. (TB, 19. Oktober 1959, S. 7)

Bald relativiert Tobisch reuig diesen religiös inspirierten Übermut: »Ich war vermessen und bat um ein Wunder; jetzt bitte ich um Gnade für ihn, Gnade, Erbarmen« (TB, 21. Oktober 1959, S. 8).

Nach anfänglichen Hoffnungen, dass es sich um eine Infektion handeln könnte, erreichte sie an diesem 21. Oktober 1959 die »endgültige[] Grauensnachricht«: »Es ist so furchtbar, so grauenhaft, so entsetzlich«, notiert Tobisch, die stellvertretend für Buschbeck vom Arzt die Diagnose eines Karzinoms erfährt. Während sie dem Patienten dennoch verkündet, dass es kein Krebs sei, er gesund werde, muss sie sich selbst eingestehen: »Mein Gott[,] wie lange werde ich ihm diesen Glauben an seine Gesundheit, an sein Leben erhalten können? Wie lange werden die Ärzte die kommenden unerträglichen Schmerzen von ihm ferne halten können?« (ebd., vgl. Abb. 2–3)

Die beginnende Strahlentherapie, das prioritäre Bemühen um Buschbecks Wohlbefinden und seine Ablenkung vor dem drohenden Unheil werden am 22. und 26. Oktober 1959 festgehalten. Dann aber erfolgt der neunte und letzte Tagebucheintrag erst fünf Wochen später. Tobisch »möchte aufheulen«, »oft vor Angst und Mitgeföhl –, Angst um ihn – Angst jeden Morgen, wenn ich aufwache, Angst für den kommenden Tag und zittern« (TB, 29. November 1959, S. 12). Dennoch wird in diesem Eintrag auch noch einmal der Hoffnung auf eine verlängerte Lebenszeit Ausdruck verliehen, weil Buschbecks Verfassung nach der belastenden Strahlentherapie überraschend stabil blieb. Der finale Eintrag endet mit den Plänen zu einer Reise, die den Patienten nach den Strapazen der Therapie wieder aufrichten sollte:

Mein guter Liebling, wir werden fortgehen, eine gute Woche lang, wohin er will – und herrliche Tage erleben –; wie herrlich Tage sein können[,] ohne ich, seit ich weiß, daß sie gezählt werden – und, daß sie niemals wiederkehren; Jede versäumte Stunde ist auf Ewigkeit verloren. (ebd., S. 13)

Diese Reise führte Anfang 1960 nach Paestum, wo das Paar noch einmal eine schöne Zeit erleben konnte, die Tobisch später in ihren Erinnerungen beschrieb.³

Lebensfreude, sein Optimismus wieder jähelt - und das
 ewig Fragende in seinen Augen kann mich ja sehen.
 - Wie lang? Mein Gott wie lang würde ich über diesen Flanken
 an seine Gesundheit, an sein Leben erhalten können? Wie
 lang würden die Ärzte die kommenden unerwünschten
 Schmerzen von ihm fern halten können?

Nur das, lieber Gott, nur das: eine frische Zeit für
 ihn, ein wenig lebensfrohes Leben noch!
 Ich so vernünftig und hat auch ein Wunder, jetzt bräut ich mich
 gerade für ihn, gerade, überleben -

Sein letztes Gedächtnis -
 Ich schreie es nicht. Wenn er mich bei uns findet ist die
 Welt nicht erdrückend - ich kann nicht, kann nicht schreien,
 - kann nicht -

Ich kann es nun ja nicht! Dein, mein! Dann Welt ist alles aus,
 dann kann ich - für ihn - froh sein, dann Freude machen
 - Ich will von Glück, das es da ist - schickles und können
 - Ich mein Gott, wie lang es lebt, hat ich viel bei uns sein,
 damit ich das fröhliche Wissen erhebe, denn während
 ich die stütze, stütze es nicht - und wir beiden einander
 gegenseitig unterstützt -

Aber schon, wenn die Tiere hinter ihm ein lücheln fällt,
 können diese Wellen über mich, ziehen mich hinüber
 und ich glaube erstehen zu müssen.

Aber ich will für den einzigen sein und alles erlösen
 um die Kraft, die Kraft, das es es nicht merkt! ^{das wenn} ~~das wenn~~
 es bei uns ist, und die Kraft es von uns, durch ihn

Vermutlich hat nach diesem letzten Tagebucheintrag das (gem)einsame Leiden und Klagen erst begonnen, Tobisch jedenfalls fasste auch zur Verschriftlichung des drohenden Unglücks keinen Mut mehr.

Nachdem Erhard Buschbeck am 2. September 1960 den Kampf gegen den Krebs verloren hatte (vgl. Abb. 4), beschäftigte sich Lotte Tobisch mit seinen nachgelassenen Materialien, die sie im Andenken an ihre große Lebensliebe 1962 in einer Auswahl unter dem Titel »Mimus Austriacus« veröffentlichte. Wie kritisch es um den Lebensmut der späterhin in der Öffentlichkeit so engagiert und vital präsenten »Grande Dame« stand, lässt ein Brief an Hans Weigel erahnen, der sie bei der Publikation unterstützt hatte: »[I]ch weiß sehr gut, daß ich wahrscheinlich nicht mehr auf dieser Welt wäre, wenn es Sie damals nicht gegeben hätte; und trotz allem: es ist doch gut[,] noch zu leben«.⁴



Abb. 4: Lotte Tobisch und Erhard Buschbeck am 2. August 1960, wenige Wochen vor dem Tod des geliebten Partners. Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, Nachlass Lotte Tobisch, ZPH 1827, Archivbox 4, 3.13.2.7.14.

ANMERKUNGEN

- 1 Tagebuch von Lotte Tobisch, Eintrag vom 16. November 1950, S. 1, Privatbesitz (im Folgenden mit der Sigle TB nachgewiesen).
- 2 Zu Details zu Erhard Buschbeck und der Beziehung mit Lotte Tobisch vgl. Tanja Gausterer, Kyra Waldner: »Wiener Salondame? Ein Albtraum!« Lotte Tobisch. Charme, Engagement, Courage. Wien, Salzburg: Residenz 2022, insbes. S. 48–109.
- 3 Vgl. Lotte Tobisch: Das Ende meines Jugendtraums. Erinnerung an Erhard Buschbeck. In: Dies.: Alter ist nichts für Phantasielose. Aufgezeichnet von Michael Fritthum. Wien: Amalthea 2016, S. 143–146.
- 4 Brief von Lotte Tobisch an Hans Weigel, undatiert [vermutlich Februar 1979], Nachlass Hans Weigel, Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, ZPH 847, Archivbox 35.

»Ich flüchte nach vorwärts, in die Offenheit«

Glaubens- und Selbstzweifel in Adolf Holls Tagebuchaufzeichnungen

BENEDIKT PÜHRETMAYR

»Diese Mappe enthält meine intimen und persönlichen Aufzeichnungen und Erinnerungen«, schreibt Adolf Holl (1930–2020) im August 1964 auf den Deckel einer Tagebuchmappe und ergänzt (Abb. 1):

Sollte mir nicht mehr die Zeit bleiben, sie vor meinem Tod zu vernichten, so erkläre ich es hiermit als meinen Willen, einer (auch nur teilweisen) Veröffentlichung der in dieser Mappe enthaltenen Aufzeichnungen zu meinen Lebzeiten oder nach meinem Tod keinesfalls meine Zustimmung zu geben.¹

Obwohl der für seine streitbare Haltung bekannte Priester und Theologe die restriktive Notiz später mit Rotstift durchstreicht und mit dem Vermerk »Un-sinn, gilt nicht« revidiert, bleibt sie als Indiz für seine in jener Zeit virulente Glaubens- und Sinnkrise bestehen.

Adolf Holls überlieferte Tagebuchaufzeichnungen decken die Jahre von 1942 bis 2016 ab. Der Takt wie auch die Ausführlichkeit der Einträge schwankt über diese sieben Jahrzehnte zwischen täglicher Aufzeichnung, monatelangen Lücken und – besonders in der frühen Lebensphase – hinsichtlich des Umfangs von wenigen Zeilen bis zu mehreren Seiten. Chronologisch nachzuerfolgen sind in seinen Diarien sowohl die Hinwendung zum katholischen Glauben, die mit der Priesterweihe im Dom von St. Stephan 1954 einen Höhepunkt erfährt (Abb. 2), als auch der allmähliche Prozess der Distanzierung und Emanzipierung, die schlussendlich in der sukzessiven Entlassung aus allen Kirchenämtern und diesbezüglichen Verpflichtungen mündet.

Mit Ausübung des Priesteramtes entwickeln sich für Adolf Holl rasch Probleme, die in seinen Tagebuchaufzeichnungen immer dringlicher thematisiert und reflektiert werden. Der junge Theologe leidet insbesondere unter dem katholischen Dogma der Keuschheit, das im Gegensatz zu seinem aufkommenden und stärker werdenden sexuellen Begehren steht. Dieses Begehren bringt ihn

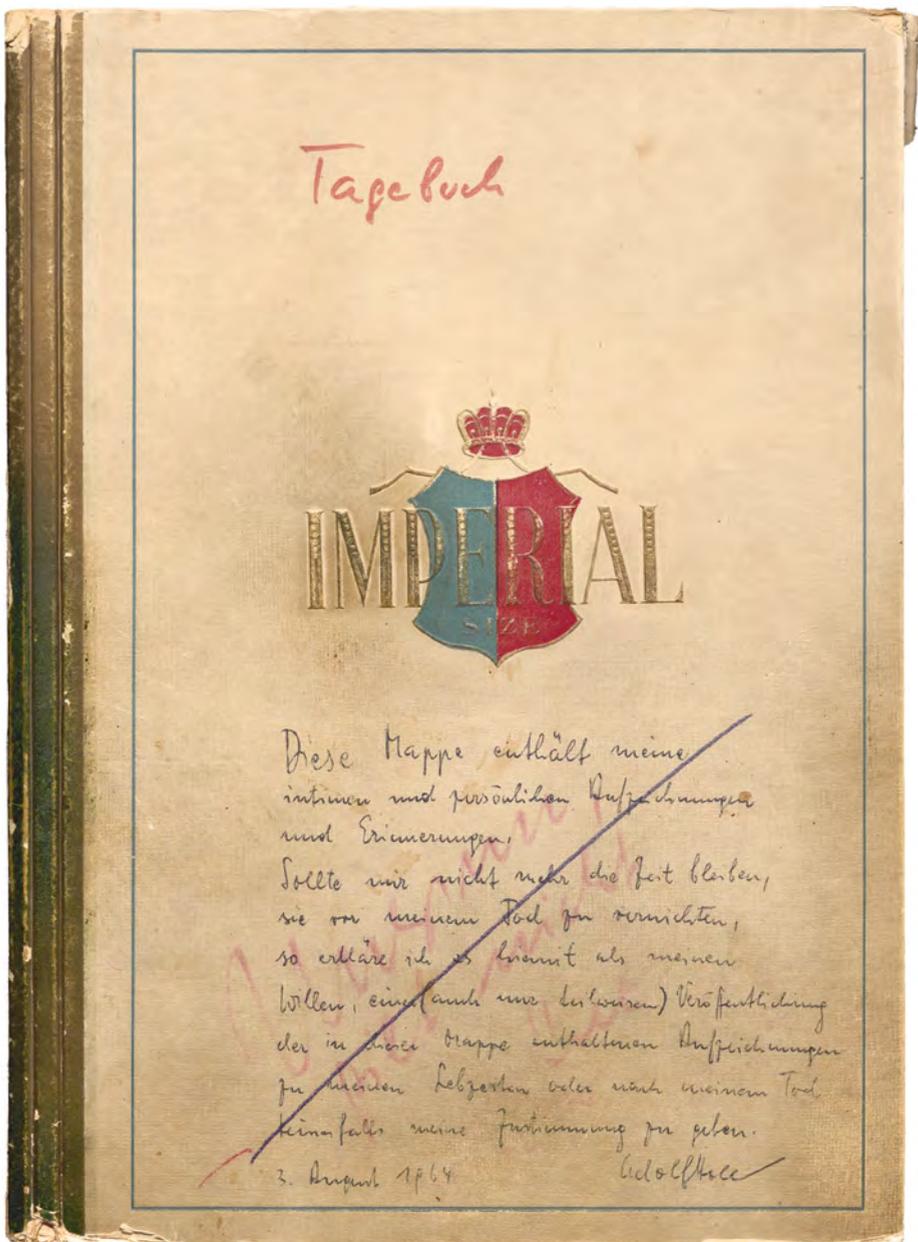


Abb. 1: ›Sperrvermerk‹ und dessen Aufhebung auf dem Mappendeckel zum Tagebuchkonvolut Adolf Holls. TB, Mappe.

mitunter in eine existenzielle Krise und in Konflikt mit sich selbst und den ihm auferlegten (und verinnerlichten) zölibatären Regeln. Am 16. Mai 1964 notiert Holl nach einer kurzen Reflexion über das ›Gültige‹ in einem von römisch-katholischen Grundsätzen geprägten Leben: »Ich habe mich eingelassen – mit



Abb. 2: Der junggeweihte Priester bei seinem Primizamt in der Wiener Pfarre St. Laurentius am 4. Juli 1954. WBR, HS, NL AH, Archivbox 28.

dieser Frau, mit dem Atheismus, mit der modernen wissenschaftlichen Sachlichkeit. Die Frage lautet: wo hört dieses schrankenlose sich Einlassen auf. Schrankenlosigkeit ist gefährlich« (TB, 16. Mai 1964, S. 124; Abb. 3).

Bis auf den »Beginn des Jahres 1962« könne er seine »Verirrungen im Fleisch« zurückverfolgen, hält Holl erst im September 1964 wieder im Tagebuch fest (TB, 3. September 1964, S. 125). Leerstellen wie diese lange Unterbrechung kommentierte er später in seiner Autobiographie als Indiz für Verfehlungen im kirchlichen Amt: »Dem Tagebuch verschwieg ich meine Fehlritte. Die Pausen zwischen den Eintragungen wurden immer länger – zehn Monate, ein Jahr, zwei Jahre.«² Der Eintrag vom 3. September 1964 über Holls »Fleischeslust« selbst rekurriert auch auf den eingangs zitierten Sperrvermerk auf der Tagebuchmappe, der Mit- oder Nachleserinnen und -leser abschrecken sollte: »[T]rotzdem ich heute den Vermerk auf den Deckel geschrieben habe, um frei zu sein vom Hinschieln auf ein mögliches Publikum, sträubt sich die Feder vor den prägnanten Bezeichnungen und vor dem Nennen von Namen« (TB, 3. September 1964, S. 125).³

»Die Chronik der Leistungen geht parallel mit der Chronik meiner Sünden«, stellt Holl am gleichen Tag noch fest und führt seine Errungenschaften im Sinne der katholischen Kirche mit seinen persönlichen Befindlichkeiten von Herbst 1960 bis Juli 1964 tabellarisch zusammen: Assistententätigkeit, Promotion, Habilitation, Dozentur, Gelübde und Exerzitien stehen den »sündhaften« Ereignissen (wie »Der erste Kuß«, »Zwei Mädchen und drei Frauen« oder »Die Affaire

Welch ist das von außen herankommende als das
von 'außen' fordernde Gott zu befragen. Steh auf...

f
2 Jahre

16. Mai 1964

Vergangenen Mittwoch habe über den christlichen Schmerz
ansichts der stetigen Unerwartung zwischen 100 und 1500 nach
Christen gepredigt: und ich habe mich gefragt, ob ich nicht
über einen Schmerz predigt habe, der mir selbst noch gar
nicht aufgegangen ist.

Perseverieren ist Gnade: ansichts der zeitigen Situation heute
habe ich auch (oder gar vor allem?) zu beharren auf dem
Gültigen, auch wenn dies Gültige nicht formulierbar ist.
Wie selbst sei Toren.

Ich habe mich eingeklamert - mit dieser Frau, mit dem
Atheismus, mit der modernen wissenschaftlichen Subtilität.
Die Frage lautet: wo lässt dieses schrankenlose sich Einlassen
auf Schrankenlosigkeit sich spürbar.

Abb. 3: Nach zweijähriger Aufzeichnungspause (siehe links oben) lässt Holl
in seinem Tagebuch erneut Selbstzweifel erkennen. TB, 16. Mai 1964, S. 124.

geht weiter. Ich kämpfe, aber ich höre nicht auf») gegenüber. Zwar ist aufgrund der Kürze der Einträge nicht durchgehend zwischen katholischem Pflichtgefühl, einsetzendem Zweifel und etwaiger weltlicher Zugewandtheit klar zu unterscheiden, Holls prinzipieller Zwiespalt zwischen den Anforderungen der Kirche und seinem Hang zum Profanen zeigt sich jedoch unverkennbar in den Notaten »neuer Rückfall«, »Seit Anfang 1956 rauche ich«, »Seit Herbst 1957 bin ich glücklich über einen Samenfluß im Schlaf« (ebd., S. 126; Abb. 4).

Am Tag nach der Niederschrift dieser ›Chronik‹ ist der junge Priester mit Exerzitien beschäftigt. Am Abend reflektiert er abermals die Verunsicherungen, das Leiden unter den ihm auferlegten Verhaltenscodizes und führt jede Übertretung auf eigene Fehler, auf eigene Makel und Schwächen sowie auf eine zu geringe Selbstdisziplin und Glaubensstärke zurück: »Neu ist das Wissen um meine Schwäche, tiefer [...] die Angst vor weiterem Versagen.« Er »ertrage es nicht, ständig befleckt zu sein«, und habe »Angst (so wie immer zu Exerzitien, nur diesmal akzentuierter) vor mir selber, meiner Schwäche«. Der Zölibat wird zu einem qualvollen Kampf – vor allem mit sich selbst:

Trotzdem ängstige ich mich vor der Versuchung auf dem Lager, fürchte ich die Demütigung, das schamvolle Zurückkehren, die zunehmende Schwächung des Willens, fürchte ich meine Haltlosigkeit in Gegenwart von Frauen. Fürchte ich vor allem meine Unruhe, die mich ich weiß nicht wohin treibt, wichtig durch und durch und doch so schwer zu ertragen. An Vollkommenheit wage ich gar nicht zu denken. Meine naive Zuversicht ist dahin, ich kann nur mehr um Kraft bitten und um Erbarmen. (TB, 4. September 1964, S. 129)

In den folgenden Jahren lässt sich in den Tagebucheinträgen ein radikaler Wandel und eine Entwicklungslinie nachverfolgen. Stehen zu Beginn eine kritische Selbstreflexion, eine intrinsische Selbstanklage, die mit einem als höchst individuell empfundenen Ankämpfen gegen die eigene Lust und Sexualität und einem aufkommenden und wiederkehrenden Begehren verbunden sind, so führen diese hin zu einer immer stärker werdenden Kritik an bestehenden Machtverhältnissen und auferlegten Dogmen der römisch-katholischen Kirche:

Angesichts der Macht-Kirche fühle ich mich zunehmend verstört; da mitzutun, bei Entscheidungen mitzuwirken, ist für mich fragwürdig geworden.

- Sommer 1961 Promotion zum Doktor philosophiae
Der erste Kuß
Die Reise nach Frickentland
Die Venen-Erkrankung
Beginn der Alfarming ~~der~~ Habilitation
- 1962 Zwei Mädchen und drei Frauen
Abbruch der Habilitation
Die Bergpfeifen in Karlsruhe ändern nicht
viel - nur die bunte Antwort reduziert sich.
- 1963 Im Sommer, auf der Seiser-Neu, lege ich
ein Plüsch ab.
Es wird abgemindert - in einem körperlichen
Kontrast: den ich meist unterlasse.
Die Affäre geht weiter. In Lompfe, aber ich
höre nicht auf.
Im Dezember bin ich Dozent für Religionswissenschaft.
- 1964 Im Februar oder März findet das Abenden
zu Frauen unter Art; ich flüchte nach
vorne, zu die Öffentlichkeit.
Ende April - Anfang Mai in Maria-fall (anlässlich
der KAJ-Wallfahrt); neuer Rückfall
Nach einem Juli, mit abschließender
Festtagsfeier.
- Seit Anfang 1956 rauche ich.
Seit Herbst 1957 bin ich glücklich über einen Sommerurlaub im Schlaf.

Abb. 4: Gegenüberstellung der »Leistungen« und »Sünden« im Tagebucheintrag vom 3. September 1964. TB, 3. September 1964, S. 126.

Ich habe wenig Freunde und bin daran auch selber schuld. Ich bin mir selber fremd, fremd sind mir andere, Gott ist meist fern. (TB, 17. März 1966, S. 140)

Schrittweise wird das eigene Begehren nicht mehr als sündhaftes Fehlverhalten und individuelles Scheitern betrachtet, sondern vielmehr kritisch als auferlegtes Dogma erkannt und problematisiert. Die zunächst als höchst subjektiv erachtete Glaubenskrise und die damit verbundene Krise hinsichtlich der eigenen Sexualität und Willensstärke werden durch eine stetig emanzipativere Selbstwahrnehmung nicht mehr als ein auf die eigene Persönlichkeit zurückführendes Scheitern erlebt, sondern verstärkt nach außen gekehrt. Der Fehler wird nicht mehr im Individuellen, sondern im Strukturellen gesucht. Er habe »dem System gedient und war glücklich darüber. Einem System, an dem ich doch beträchtlich leide«, hält Holl im Juli 1967 fest (TB, 15. Juli 1967, S. 146).

Im Frühjahr 1968 findet sich im Tagebuch bereits eine These, die Holls späteren Lebensweg beträchtlich beeinflussen sollte: »Ich bin etwas geworden, was es nach Jesu Lehre gar nicht geben soll, nämlich Priester.« (TB, 19. März 1968, S. 148) Nach einer halbjährigen Schreibpause offenbart er im Eintrag vom 21. September 1968 einen inneren Zustand, der mit den Selbstzweifeln und der existenziellen Krise der frühen 1960er-Jahre wenig gemein hat. Holl erinnert sich des Jesuitenpaters Ferdinand Weiß, seines Beichtvaters und Begleiters in der priesterlichen Ausbildung:

Die Stimme des Pater Weiß: Bleib wie du bist.

Das hat er 1954 geschrieben, schon damals besorgt.

[...] Zwanzig Jahre Pater Weiß. Ich bin nicht geblieben, der ich war, ich habe mich geändert.

Diese Änderungen sind in den Aufzeichnungen vorwiegend negativ kommentiert – als Abfall von den Idealen der Seminarzeit. Jedoch läßt sich auch sagen, daß ein Mensch nicht unbedingt an seiner Pubertät, an seiner Adoleszenz festhalten muß. [...]

Jesus selbst aber bleibt solange hoffnungslos relativiert, als man ihn als großen Religionsstifter ansieht. Wer sich also von ihm grundlegend motivieren lassen will, sieht sich heute gezwungen, das sogenannte Religiöse zu kritisieren. Ich auch. (TB, 21. September 1968, S. 149 f.; vgl. Abb. 5)

21. September 1968

Die Stimme des Vater Weiß: Bleib wie du bist.

Das hat er 1954 geschrieben, schon damals bewegt.

Letzte
Vorjahr Weihnachten war ich wohl bei ihm, später hat er

7 Das freie Wort^s angezeigt, und so war dann

nicht mehr zu machen. Fünfzig Jahre Vater Weiß.

Ich bin nicht glücklich, der ich war, ich habe mich
geändert.

Diese Änderungen sind in den Aufzeichnungen vorwiegend
negativ kommentiert - als Abfall von den Idealen des

Seminarzeit. Jedoch läßt sich auch sagen, daß ein

Mensch nicht unbedingt an seiner Pubertät, an

seiner Adoleszenz festhalten muß. Mechanische läßt

sich übersetzen mit: Ändert auch.

Mit Beginn des Jahres 1969 vollzieht Holl neben einer innerlichen Emanzipation auch einen inhaltlichen Wechsel vom Persönlichen hin zu Reflexionen, wie sie auch in späteren eigenen Publikationen auftauchen. Zu dieser Zeit dürfte er den eingangs zitierten Vermerk auf der Tagebuchmappe durchgestrichen und mit



Abb. 6: Adolf Holl im April 1969. WBR, HS, NL AH, Archivbox 28.

dem lapidaren Vermerk »Unsinn, gilt nicht« überschrieben haben. Eine Entwicklung war vollzogen, die Öffentlichkeit, die Kritik und die Auseinandersetzung mit den Dogmen der römisch-katholischen Kirche werden nicht mehr gescheut; der Priester flüchtet »nach vorwärts, in die Offenheit« (TB, 3. September 1964, S. 126).

Adolf Holls dissident-oppositionelle Haltung hatte zu diesem Zeitpunkt den privaten Charakter bereits verloren. Er sorgte immer wieder auch öffentlich für Aufmerksamkeit durch seine kontrovers diskutierten Fernsehauftritte, sein Drehbuch für eine Fernsehdokumentation über »gefallene Priester« (1969), seine nach außen getragene progressive Position in der »Abtreibungsfrage« oder seine Kritik an der Entscheidung des Papstes im Zuge der Enzyklika von 1968, einen reaktionären Kurs gegen die freie Sexualität, Pille und Verhütung insgesamt zu führen (Abb. 6).⁴

Die kirchlichen Autoritäten zeigten wenig Verständnis für diese Erneuerungs- und Aufklärungsversuche, wie etwa ein entschlossener Brief des Kardinals Franz König (1905–2004), der Holl schon zuvor gemäßregelt hatte, festhält: »In der katholischen Öffentlichkeit ist das bereits früher von Ihnen verursachte Ärgernis in einer für mich nicht mehr verantwortlichen Weise angewachsen.«⁵ Mit Zustimmung des Priesterrats verpflichtete der Kardinal Holl dazu, Rücksprache für geplante Auftritte im Rundfunk zu halten, auch dürfe er an der theologischen Fakultät ohne Königs »schriftliche Zustimmung nicht mehr ankündigen«. Johannes Kosnetter (1902–1980), Holls Doktorvater für Theologie, verlied in einem Brief auf acht Typoskriptseiten seiner Sorge und seinem Missmut über den bis dato geschätzten Kollegen Ausdruck und attestierte diesem nicht nur mangelndes Fingerspitzengefühl, sondern auch eine Mitschuld an den steigenden Austrittszahlen der katholischen Kirche.⁶ Den von Kosnetter geäußerten Verdacht einer »Kopfverletzung« als Ursache für sein Verhalten entkräftete der Beschuldigte trotzig:

Verehrter Herr Prälat,
für Ihren sehr ausführlichen Brief [vom 10. November 1969; Anm. d. Verf.] danke ich Ihnen bestens. Sie beschäftigen sich darin unter anderem mit meinem Charakter und einer eventuellen Kopfverletzung. Nun: mein Kopf wurde nicht verletzt, und meinen Charakter möchte ich jetzt und in Zukunft lieber von jenen in Frage stellen lassen, die mir in bewährter Freundschaft verbunden sind.⁷

Die eigentliche Provokation für die katholische Kirche lieferte Holl schließlich mit seinem Buch »Jesus in schlechter Gesellschaft« (1971), in dem er das Porträt einer historischen Christusfigur entwirft, deren Ziel nicht darin gelegen habe, eine wie auch immer geartete institutionalisierte Glaubensgemeinschaft mitsamt ihren Funktionären, ihrem Prunk und reaktionären wie weltabgewandten Dogmen zu etablieren. Im Fokus seien vielmehr die Ausgegrenzten, die Marginalisierten und die – auch von den jeweiligen geistlichen Eliten – Ausgestoßenen gestanden, etwa Obdachlose, Prostituierte und überhaupt alle von Ausgrenzung Bedrohten – kurz: das Prekariat. »Ihre hierarchische Verfassung habe sich die Kirche erst später genehmigt, im Verlauf ihrer Mutation zu einer Staatsreligion.«⁸ Holl charakterisiert die historische Person Jesus von Nazareth als »heiligen Anarchisten«,⁹ als einen Aufwiegler und Revolutionär, der wenig gemein gehabt habe mit jenem vereinnahmenden Bild, »das die katholische Kirche von ihm gezimmert hatte.«¹⁰ »Jesus nimmt Partei«, so Holl später, »schlägt sich auf eine sehr bestimmte Seite, sicher nicht die der Herren.«¹¹

Ab den 1970er-Jahren trat für Adolf Holl zur persönlichen Sinn- und Glaubenskrise nun auch eine existenziell-materielle Neuorientierung hinzu: 1973 wurde ihm die *Venia Legendi* an der katholischen Fakultät der Universität Wien entzogen, 1976 folgte der Entzug der *Missio canonica*, der kirchlichen Beauftragung für Verkündigungs- und Lehraufgaben, die auch zum Schulunterricht befähigt. Anlass für diese endgültige Trennung lieferte die Preisgabe seines Bruchs mit dem Zölibat im öffentlich-rechtlichen Fernsehen im Gespräch mit Günther Nenning im Jahr 1976.¹² Zwar war zu diesem Zeitpunkt die Entfernung von katholischen Dogmen und ihren Repräsentanten bereits längst vollzogen, dennoch blieb für Holl eine »Verwundung, die nicht heilen wollte«,¹³ zurück.

Mit der Suspendierung vom Priesteramt endet für Holl ein vielfach öffentlich ausgetragener Konflikt, ein von der Öffentlichkeit sowohl kritisch als auch wohlwollend wahrgenommener Prozess der Distanzierung (und Emanzipation) von katholischen Glaubenssätzen und der »Macht-Kirche« und ihren Autoritäten. Eine Kirche, so Barbara Coudenhove-Kalergi, »die er [Holl; Anm. d. Verf.] nicht mag und doch mag und in der er, wie viele andere, nicht leben, von der er aber auch nicht wirklich loskommen kann.«¹⁴ Ihm gelang die »Befreiung aus einem Verblendungszusammenhang«¹⁵ und die Entwicklung von einem von Selbstzweifeln und Leiden geplagten Jungpriester hin zum selbstbewusst und rebellisch auftretenden »Kirchenkritiker«, als der er in der Öffentlichkeit zumeist wahrgenommen wurde.

Manchmal, wenn ich die Kirchenglocken am Sonntagvormittag läuten höre, erreicht mich ein sanfter Gruß aus der Vergangenheit. Sie ist mir inzwischen so fremd geworden, daß ich fast das Gefühl habe, dreißig Jahre lang in der Zeit Karls des Großen oder im Alten Ägypten gelebt zu haben.

[...] Soll ich mir wünschen, noch einmal in sie eintauchen zu dürfen, als Gnadenvermittler? Meine ehemaligen Kollegen nicken mir zu, die toten und die lebendigen, und ich mache eine abweisende Geste. Der Ort ihres Wirkens hat für mich seine Schrecken verloren. [...]

In meiner jetzigen Welt gibt es keine Erlösung.¹⁶

ANMERKUNGEN

- 1 Mappendeckel zu Tagebuchkonvolut von Adolf Holl mit Einträgen von 26. Juni 1953 bis 21. September 1968, Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, Nachlass Adolf Holl, ZPH 1844 (im Folgenden WBR, HS, NL AH), Archivbox 30. – Dieses Tagebuchkonvolut wird im Folgenden mit der Sigle TB, Datum und Seitenzahl im Text nachgewiesen. Unterstreichungen folgen dem Original.
- 2 Adolf Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen. Wien: Edition Va Bene 2001, S. 131.
- 3 Der Vermerk auf dem Mappendeckel ist mit »3. August 1964« datiert, nicht mit September.
- 4 Vgl. Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 136.
- 5 Brief von Kardinal Franz König an Adolf Holl vom 3. Oktober 1969, WBR, HS, NL AH, Archivbox 22.
- 6 Vgl. Brief von Johannes Kosnetter an Adolf Holl vom 10. November 1969, WBR, HS, NL AH, Archivbox 18.
- 7 Brief (Durchschlag) von Adolf Holl an Johannes Kosnetter vom 15. November 1969, WBR, HS, NL AH, Archivbox 22.
- 8 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 38.
- 9 Adolf Holl: Vorwort letzte Taschenbuchausgabe. In: Ders.: Jesus in schlechter Gesellschaft. Werkausgabe, Bd. 1. Hg. von Walter Famlar, Harald Klauhs. Wien: Residenz 2021, S. 231 f., hier S. 231.
- 10 Harald Klauhs: Vorwort. In: Holl: Jesus in schlechter Gesellschaft (Anm. 9), S. 8.
- 11 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 93.
- 12 Vgl. dazu Harald Klauhs: Holl. Bilanz eines rebellischen Lebens. Die Biografie eines großen Freigeists. Wien: Residenz 2018, S. 14 f.
- 13 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 10.
- 14 Barbara Coudenhove-Kalergi: Ein friedlicher Rebell. In: Adolf Holl. Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit. Hg. von Walter Famlar, Peter Strasser. Wespennest, Sonderheft (Mai 2000), S. 52 f., hier S. 52.
- 15 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 123.
- 16 Ebd., S. 110 f.

Andreas...!!!

Bist Du so LIEB und schickst mir einmal für ein halbes Jahr durch
Deinen feschen und freundlichen, galanten CHAUFFEUR alle meine Briefe
an Dich, Karten etc etc. Möchte etwas machen, dann Dir alles zurück-
geben. Du und ich haben so viel GUTEN WILLEN. Doch sind wir von ver-
schiedenen Sternen. Dazu kommt bei mir jeden Tag die Angst, Du könntest
sterben. Zweitens mein krankhafter Traum einmal, im Spital, in einem
gütlichen Krankenbett (es rollte, weil vom Personal nicht fixiert)
im Schlaf der Traum, beim Erwachen dann: ich sei neben Dir in Deinem
Bett gelegen die ganze Nacht. Meine Krankheit ist ja: mich zu älteren
Männern (älter als ich, meine ich, nicht "alte) ins Bett zu legen und
daß diese mir "nichts tun". Kannst Dir vorstellen, was für eine (meine)
frühe Kindheit.

Auch glaube ich, unsere Korrespondenz muß neu werden. So, daß keiner den
anderen deprimiert. Habe mir Deinen Brief über EU-Forderungen abgetippt
für ein Romanmanuskript. So wie ich überhaupt sehr fleißig bin. Trinke
grad vodka. in vodka veritas.

Gruß Kuß et cetera

B.

die Gans

(zur Abwechslung wechsle ich
meine Gestalt)



17. April 2008
wren

Abb. 1: »Doch sind wir von verschiedenen Sternen.« Brief von Brigitte Schwaiger
an Andreas Okopenko vom 17. April 2008. ALH, TNL BS, Sign.: Nr.62.

»Mir geht es objektiv gesehen eigentlich sehr, sehr gut«

Zum Briefwechsel zwischen Brigitte Schwaiger
und Andreas Okopenko

STEFAN MAURER

Eigentlich ist es die großbürgerliche Enttäuschungsgeschichte par excellence: der Abstieg vom gefeierten Literaturstar der 1970er-Jahre zum Sozial- und Psychiatriefall in einem Zeitraum von 30 Jahren. Es ist ein Leben im Zeichen der Krise, das die Schriftstellerin Brigitte Schwaiger (1949–2010) führte – in professioneller, auf die literarische Karriere bezogener, aber auch in existenzieller Hinsicht.

Unzählige Korrespondenzen wie jene mit ihrem Mentor Friedrich Torberg hat Schwaiger vernichtet,¹ doch einige ihrer Briefwechsel, die sich für die Nachwelt erhalten haben, zeugen von dieser anhaltenden Krisensituation, die nicht immer, aber immer wieder in ihr Leben – in das Leben im Sinne der Lebenspraxis – eingriff. In Form der psychischen Krankheit war sie letztlich dauerhaft präsent, worüber die Autorin in »fallen lassen« berichtete.² In der »Neuen Zürcher Zeitung« stand zu lesen, dass dieses Buch die »Tragik eines aussichtslosen Lebens mit grosser literarischer Eindringlichkeit« schildere, »doch ist es keine Literatur«³ – ein Urteil, das angesichts des literarischen Booms der Autofiktion zu revidieren und zu differenzieren wäre. Über ihre letzten Lebensjahre, die inneren Kämpfe und äußeren Widrigkeiten gibt keine Korrespondenz so sehr Aufschluss wie jene mit dem Schriftsteller Andreas Okopenko (1930–2010), der mit Schwaiger nicht nur diesen Austausch, sondern auch das Sterbejahr teilt – Okopenko starb am 27. Juni, Schwaiger nahm sich am 26. Juli 2010 das Leben.

Insbesondere in der zweiten Hälfte der 2000er-Jahre intensiviert sich der Briefwechsel, der als Teil der Sammlung des Journalisten Günter Traxler an das Archiv des Literaturhauses Wien gelangte und im Nachlass Andreas Okopenkos im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek Ergänzung findet.⁴ Der Briefwechsel ist ein Gradmesser für die inneren Zustände zweier alternder Schriftsteller:innen, für ihre privaten Verluste (wie den Tod von Okopenkos erster Ehefrau Siglinde Balvin im Jahr 2006, angesichts dessen die beiden postwendend Anschluss finden), außerdem für die Seelenzustände und Krankheitsbilder, denen sie sich zunehmend ausgesetzt sehen. Die Korrespondenz themati-



Abb. 2: Collage von Brigitte Schwaiger mit den Adressen der Brieffpartnerschaft, Text- und Bildergänzungen und einem Frosch als Zeichen der Verbundenheit (Ausschnitt). ALH, TNL BS, Sign.: Nr.62.

siert nicht nur die alltäglichen psychischen Verfassungen Schwaigers (etwa »Mir geht es objektiv gesehen eigentlich sehr, sehr gut«),⁵ sondern – als Kontrapunkt – auch das beidseitige Engagement für den Tierschutz und die Sorge um das Tierwohl, die sich in literarischen Texten und Collagen äußert (Abb. 2). Okopenko, den Schwaiger vertraulich in einer literarischen Geste im Sinne des »Tier-Werdens« von Gilles Deleuze und Félix Guattari, also der »Forderung nach einer Schreibhaltung, die sich innerhalb der Übergänge und Zwischenbereiche bewegt«,⁶ als ihren »Karpatenbär«, »Bärli« oder auch »Oko« anspricht, macht die Schriftstellerin mit dem komplexen Thema Tierschutz und artgerechte Haltung vertraut. Dieses Feld wird Schwaiger intensiv in ihrer künstlerisch-literarischen Arbeit der Folgejahre beschäftigen. Es entsteht neben unzähligen Collagen unter anderem ein Text für den Tierschutzverein Animal Spirit mit dem Titel »Gedanken zum Vegetarismus«, der im April 2007 auf der Website des in Laaben (Niederösterreich) ansässigen Vereins publiziert wird, und der – wie viele ihrer Texte – auf die eigene Kindheit rekurriert:

Ich erinnere mich an das erste Stück Fleisch in der Kindheit. Es lag auf dem Teller. Ich wollte es nicht essen. Es war da ein Gefühl, als sei das nichts, was mir schmecken würde. Die Erwachsenen überboten einander an Behauptungen, wie gesund das sei, wie wichtig und unbedingt notwendig. Sie schimpften. Ich aß es nicht, und dann kam das berühmte: »Du solltest einmal einen Krieg erleben!«⁷

Schwaigers bis zur biographischen und psychischen Selbstentblößung und -zerfleischung reichende Aussagen und Schilderungen ihrer psychischen Zustände findet Okopenko beunruhigend und besorgniserregend – die Korrespondenz gerät in eine Krise. Als er sich dahingehend äußert, wird Schwaiger sich bemühen, sich – zumindest in textuell-zeichnerischer Hinsicht – zu verwandeln. »Ich möchte so gerne einen Weg des Schreibens an Dich finden, der Dich nicht belastet und nicht überfordert«,⁸ schreibt sie im Oktober 2007 zunächst und schlägt im April 2008 Folgendes vor: »[...] unsere Korrespondenz muß neu werden. So, daß keiner den anderen deprimiert.«⁹ Unterschrieben und mit einer Zeichnung verewigt hat sich Schwaiger als »B[rigitte]. // die Gans« (Abb. 1).¹⁰

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Stefan Maurer: Verzeichnis einiger archivalischer Verluste. Brigitte Schwaigers Nachlass und -leben im Kontext gespeicherter Gefühle. In: Gespeicherte Gefühle. Über Affekte im Archiv. Hg. von Helmut Neundlinger, Fermin Suter. Berlin, Boston: De Gruyter 2023 (= Literatur und Archiv 6), S. 43–52.
- 2 Vgl. Brigitte Schwaiger: fallen lassen. Wien: Czernin 2006.
- 3 Paul Jandl: Stakkato der Verzweiflung. In: Neue Zürcher Zeitung, 2./3. Dezember 2006, S. 28.
- 4 Vgl. Briefwechsel Andreas Okopenko und Brigitte Schwaiger, Nachlass Andreas Okopenko, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 399/12, 2.3.
- 5 Brief von Brigitte Schwaiger an Andreas Okopenko vom 26. September 2007, Teilnachlass Brigitte Schwaiger (Sammlung Günter Traxler), Archiv des Literaturhauses Wien (im Folgenden ALH, TNL BS), Sign.: N1.62.
- 6 Teresa Präauer: Tier werden. Göttingen: Wallstein 2018, S. 71.
- 7 Brigitte Schwaiger: Gedanken zum Vegetarismus. Geschrieben am 4. April 2007. Zur Verfügung gestellt von Animal Spirit – Zentrum für Tiere in Not (Text im Besitz des Verfassers). – Schwaiger, die vehement »für Tiere, gegen Jagd, vor allem – als Priorität – für die Abschaffung von »Mast-Schweine-Haltung« eintrat (Brief von Brigitte Schwaiger an Heinz Lunzer vom 10. März 2008, Archiv des Literaturhauses Wien, Sign.: H. 1:Schwaiger,B.), erhielt für ihre Collagen auch eine einmalige Förderung der Kunstabteilung des Bundeskanzleramts.
- 8 Brief von Brigitte Schwaiger an Andreas Okopenko vom 24. Oktober 2007, ALH, TNL BS, Sign.: N1.62.
- 9 Brief von Brigitte Schwaiger an Andreas Okopenko vom 17. April 2008, ALH, TNL BS, Sign.: N1.62.
- 10 Ebd.

Konstante Krise im Exil und Nachexil

Zu einem Briefkonvolut Theodor Kramers

SOPHIE-MARIE WOLLNER

Die Lebens- und Schaffensgeschichte des österreichischen Lyrikers Theodor Kramer (1897–1958) gilt als typisches Beispiel für das Leben eines von den Nationalsozialisten zur Flucht gezwungenen Exilanten in Großbritannien. Eine 2021 an das Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek gelangte Sammlung mit Werk- und Briefftypskripten gibt Einblick in ein nicht überwundenes Trauma der Flucht und veranschaulicht die soziale Funktion des Briefeschreibens aus dem als krisenhaft empfundenen Nachkriegsexil und ihre existentielle Relevanz für den Autor als eine Art ›Lebensader‹ nach Hause. Das Konvolut Theodor Kramer / Sammlung Fitzbauer enthält neben dem annotierten Typoskript-Durchschlag der Gedichtsammlung »Die untere Schenke« (1946 im Wiener Globus-Verlag erschienen) auch 22 Briefe von Theodor Kramer an Willy Verkauf (1917–1994) und Erich Fitzbauer (geb. 1927) aus den Jahren 1946 bis 1957.¹ Werktyposkript und Originalbriefe haben mit 80 Blatt im Vergleich zum weit über hundert Archivboxen umfassenden Teilnachlass Theodor Kramers, der sich bereits seit 2012 am Literaturarchiv befindet, zwar einen geringen Umfang, bieten aber eine Fülle an Anhaltspunkten für die Forschung.²

EXIL UND NACHEXIL ALS KRISE UND KRANKHEIT

Theodor Kramer emigrierte 1939 nach England. Schon davor erlitt er – auch aufgrund der Repressionen nach dem ›Anschluss‹ Österreichs an Nazi-Deutschland – einen Nervenzusammenbruch und unternahm einen Suizidversuch.³ Zudem laborierte er an den Folgen einer Verletzung aus dem Ersten Weltkrieg und war ein »kränkelnde[r] Mensch«.⁴ Das Leben im Exil war für Kramer nicht nur materiell bedrohlich, sondern auch psychisch belastend.

Hilde Spiel bezeichnete 1975 in ihrem Vortrag zur »Psychologie des Exils« das Exil selbst als eine »Krankheit, eine Gemütskrankheit, eine Geisteskrankheit, ja zuweilen eine körperliche Krankheit«.⁵ Waltraud Strickhausen beschreibt

in ihrer Arbeit über Spiels Vortrag »die Krankheit selbst [...] als tiefgreifende Verunsicherung und Beunruhigung, die den Betroffenen oft erst befällt, nachdem die eigentliche Gefahr überstanden ist«. ⁶ Dieser Einschätzung folgend zeigen auch Kramers Briefe, dass er die Emigration selbst Jahre nach der Flucht als krisenhaft erlebte.

Bereits 1946 zeigte Willy Verkauf Interesse, Gedichte von Kramer zu veröffentlichen. Der Publizist, Verleger, Künstler und spätere Vorsitzende der 1984 gegründeten Theodor Kramer Gesellschaft war selbst Exilant, schon 1933 nach Palästina emigriert und 1942 Mitbegründer der dortigen Landesorganisation des »Free Austrian Movement«. Außerdem führte er in Jerusalem einen eigenen Verlag, der Kramers Gedichtband »Die untere Schenke« 1946 ankündigte. Noch vor dem Erscheinen kehrte Verkauf allerdings im Frühjahr 1946 nach Österreich zurück und arbeitete im Globus-Verlag, wo er dieses Vorhaben erneut aufgriff.

In einem Brief an Willy Verkauf vom 22. August 1946 reflektierte Theodor Kramer sowohl seine gesundheitlichen Probleme als auch die im Nachkriegswien herrschende Lebensmittelkrise in Zusammenhang mit Überlegungen zur Heimkehr (Abb. 1):

Mein Gesundheitszustand lässt noch immer viel zu wünschen übrig. Dauernde Überanstrengung, Vereinsamung, die Unsicherheit, all dies trägt nicht eben zur Besserung bei. Die Ernährungslage in Wien müsste doch besser sein als jetzt, um eine Rückkehr nicht allzu riskant für mich erscheinen zu lassen. Die Gewissheit, fürs Erste bei Leuten wohnen zu können, die mir oder meiner Arbeit Verständnis entgegenbringen, würde meinen Entschluss ebenfalls erleichtern. ⁷

Das Schreiben über seine seelischen und körperlichen Leiden prägt die gesamte Korrespondenz Kramers aus dem Exil. ⁸ Denn es war nicht nur eine materielle Krise, die ihn an einer Rückkehr hinderte, sein Gesundheitszustand, der sich in der Emigration zu verschlimmern schien, stand jeder größeren Reise im Weg. Für Kramer blieb aber unbestritten, dass er als Dichter nur in Österreich wieder Fuß fassen könnte, wie er an Verkauf schrieb: »Letzten Endes kommt natürlich für mich nichts anderes als Rückkehr und Schaffen in Oesterreich in Frage. Das versteht sich schon nach der Eigenart meiner Gedichte von selbst.« ⁹

Das erfolgreiche Erscheinen der Gedichtsammlung »Die untere Schenke« markierte 1946 gemeinsam mit dem Lyrikband »Wien 1938 / Die grünen Kader«

Theodor Kramer, c/o Mrs. Robertson, 61, Fellows Road, London N.W.3.

Herrn Willy Verkauf,
Globus Verlag,

22. August 1946.
Wien I. Fleischmarkt 5.

Lieber Willy Verkauf!

Erst gestern erhielt ich Ihren Luftpostbrief vom 31v.M., der diesmal ziemlich lange unterwegs war. Der Ordnung halber bestätige ich, dass Herr Spira mir den Rest des Vorschusses auf "Die Grünen Kader" bezahlte.

Von Kurt habe ich nun fast drei Monate keine Nachricht. Ich schrieb ihm diese Tage und erkundigte mich auch bei seiner Mutter.

Mein Gesundheitszustand lässt noch immer viel zu wünschen übrig. Dauernde Überanstrengung, Vereinsamung, die Unsicherheit, all dies trägt nicht eben zur Besserung bei. Die Ernährungslage in Wien müsste doch besser sein als jetzt, um eine Rückkehr nicht allzu riskant für mich erscheinen zu lassen. Die Gewissheit, fürs Erste bei Leuten wohnen zu können, die mir oder meiner Arbeit Verständnis entgegenbringen, würde meinen Entschluss ebenfalls erleichtern. Letzten Endes kommt natürlich für mich nichts anderes als Rückkehr und Schaffen in Oesterreich in Frage. Das versteht sich schon nach der Eigenart meiner Gedichte von selbst.

Für heute mit den besten Grüßen

Ihr

Theodor Kramer



538/B21-K

Abb. 1: Brief von Theodor Kramer an Willy Verkauf vom 22. August 1946.
LIT, Sign.: 538/B21-K.

das kurzzeitige Interesse am österreichischen Lyriker in der Heimat in den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Die im Literaturarchiv verwahrten 47 paginierten Typoskriptseiten mit etlichen Annotationen und Korrekturen in Kramers Handschrift zeigen dessen Arbeitsweise im Umgang mit seinen Werken vor der Veröffentlichung. Der genaue Entstehungszeitpunkt, sowohl der Typoskripte als auch der Korrekturen, kann nicht ermittelt werden, allerdings handelt es sich um eine Version, die weitestgehend dem veröffentlichten Buch entspricht.¹⁰ Die Korrekturen dokumentieren vielfältige Änderungswünsche in Bezug auf Wortwahl, Syntax und Satzzeichen sowie die Reihenfolge der Gedichte, die Kramer unter anderem an den Setzer adressiert (Abb. 2). Literarisch baut er in den Gedichten auf seine »eigentliche Stärke«, wie die Literaturwissenschaftlerin Silvia Schlenstedt argumentiert:

[Kramer] suchte [...] seit den letzten Kriegsjahren die ihm verfügbaren Verfahren gegenständlicher, sinnlich konkreter Darstellung von Menschen und Szenarien des vertrauten heimatlichen Bezirks zu aktivieren und dabei auch im Rückgriff auf aufbewahrte Eindrücke und Erlebnisse mit Material aus der Vergangenheit zu arbeiten.¹¹

SCHREIBEN ALS STABILISIERUNG UND DAS ›PARFÜMIERTE ARSCHLOCH DER WELT‹

Das Schreiben von Gedichten mit Heimatbezug einerseits und das Schreiben von Briefen an österreichische Freund:innen und Bekannte (auch zum Gesundheitszustand und der psychischen Belastungssituation) andererseits fungierte für den Dichter mitunter als Stabilisierungsmechanismus in einer konstanten Krise.

Kramer arbeitete seit 1943 als Bibliothekar in Guildford in Südengland und fühlte sich dort von Beginn an abgeschnitten vom Londoner (Exil-)Zentrum. Im Frühjahr 1956 erhielt er einen sechsseitigen Brief von Erich Fitzbauer aus Wien, in dem dieser Interesse an Kramers Lyrik zeigte.¹² Fitzbauer, Grafiker, Autor und Verleger sowie 1957 Gründer der Stefan-Zweig-Gesellschaft, pflegte seit den 1950er-Jahren Kontakte zu zahlreichen Autor:innen und Künstler:innen.¹³ Die beiden Briefpartner kannten einander persönlich nicht, der Kontakt wurde vom Germanisten Harry Zohn (1923–2001) vermittelt.¹⁴ Kramer zeigte sich über

Setzer! Richtig einschalten.

Weinnacht

(Weinnacht)

V. 26

Die Pfaehle stricheln schwarz den Riegel,
betaeubend ~~samt~~ ^{riecht} der junge Wein

im Kellerweg; die Treberziegel
starrn blau ~~in der~~ ^{zur Kammer mir} herein.

Mostfarbne Abendnebel wallen
vom Hang her, spaete Schritte hallen
und gehn vorbei an meiner Tuer.

In dieser Nacht ist alles trunken,
die Nuss am Baum duenkt seltsam gross,
und schwammig kommt es aus den Strunken -
ein bracher Acker ist mein Schoss.

Steif ~~ist~~ ^{wird} mein Kreuz, mein ~~Blut~~ ^{Aug wird} ein trueber,
dies Jahr, den ganzen Sommer ueber,
kam keiner her zu meiner Tuer.

Nur alle ~~ich~~ ^{grub} schnitt und ~~die~~ die Reben
~~am~~ ^{auch ich} ~~Frug~~; in einer Nacht wie heut

duerft es im Dorf nur frohe geben,
nur frohe und betrunckne Leut.

Der du ~~tornt~~ ^{des Wegs} im rauchigen Schimmer
des Mondes|kommst, seist du wer ~~auch~~ immer,
geh nicht vorbei an meiner Tuer!

Abb. 2: Theodor Kramers Gedicht »Weinnacht« aus »Die untere Schenke« mit Korrekturen und dem Hinweis für den Setzer, auf die korrekte Titelwiedergabe zu achten. LIT, Sign.: 538b/WI-K.

Fitzbauers Interesse an seinem Werk erstaunt und beschrieb die eigene Krankheit als großes Hindernis (Abb. 3):

Ich hatte und habe nicht das Geld[,] um zu reisen; eine chronische Colitis würde jede Reise zu einer grossen Strapaz machen und wohl rückfällig werden. [...] Seit drei Monaten aber hindert mich mein rechter Fuss, der von einem SA Mann getreten wurde, am Gehen. [...]

Ich müsste, falls ich arbeitsunfähig werde, ins Armenhaus. Dort würden mich die Insassen hassen, da mich schon im Spital meine Colitis unbeliebt bei den anderen machte; fürs Schaffen fände ich keine Ruhe. Ein kurzer Tod ist entschieden vorzuziehen, doch leider kann ich nicht damit rechnen.¹⁵

Konstitutiv für die ›Krankheit Exil‹ ist laut Hilde Spiel der Zwang, aus der Heimat zu fliehen, um der Bedrohung durch den Nationalsozialismus zu entgehen. Hinzu kommt der innere Konflikt, zu dem die Vertriebenen neigen: »Schlimmer als körperliche Entbehrungen oder selbst Existenzsorgen waren [...] das gespaltene Bewußtsein, die schizophrene Geistes- und Gemüthhaltung, unter denen [...] jeder der Emigranten litt.«¹⁶ Ein Stück weit lässt sich dieser Konflikt an Kramers Kommentar zur Politik in Österreich veranschaulichen, der sich ebenfalls im ersten Brief an Fitzbauer aus dem Frühjahr 1956 findet:

Die dort [in Österreich; Anm. d. Verf.] schon früher übliche Freunderlwirtschaft scheint nach zwei Diktaturen und einer langen Besetzung durch vier Grossmächte ganz ausgeartet zu sein, und niemand will einem anderen auf die Zehen steigen, nur Superlative findet man in Besprechungen und es graust einem, wenn man gewöhnt ist an Englische Fairness.¹⁷

Letztlich bietet dieser Gedanke mehr Einsichten als nur in den inneren Konflikt eines Emigranten mit dem Wunsch nach Heimkehr. Sichtbar wird gleichzeitig zumindest eine Spur von Verbundenheit mit England, auch wenn Kramer die Stadt Guildford in einem späteren Brief an Fitzbauer als »das Arschloch der Welt, und ein parfümiertes obendrein«¹⁸ bezeichnet. Spiel, die selbst in engem Briefkontakt zu Kramer stand, nennt ihn als Beispiel für den »inneren Widerstand [der Exilierten; Anm. d. Verf.] gegen eine doch unvermeidliche Anpassung«¹⁹ an das Exilland.

Theodor Kramer o/o Mrs Few 16 Manor Road Guildford England. I.
25.3.1956.

Herrn Erich Fitzbauer

W i e n VIII.

Piaristengasse 46.

Sehr geehrter Herr Fitzbauer!

Ihr Brief wurde mir nachgeschickt; ich wohne hier seit zwei Jahren. Ich fürchte mich keineswegs vor Erinnerungen, dies stünde einem Dichter nicht an, und einem realistischen schon gar nicht. Ich hatte und habe nicht das Geld um zu reisen; eine chronische Colitis würde jede Reise zu einer grossen Strapaz machen und wohl rückfällig werden. Auch könnte ich nur im Hochsommer Urlaub nehmen, und um diese Zeit ist keine Katz in Wien. Seit drei Monaten aber hindert mich mein rechter Fuss, der von einem SA Mann getreten wurde, am Gehen. Ich bin nicht fähig, einmal den Tag über nach dem nahe gelegenen London zu fahren, und die Verkrüppelung trotz jeder Behandlung.

Ich müsste, falls ich arbeitsunfähig werde, ins Armenhaus. Dort würden mich die Insassen hassen, da mich schon im Spital meine Colitis unbeliebt bei den anderen machte; fürs Schaffen fände ich keine Ruhe. Ein kurzer Tod ist entschieden vorzuziehen, doch leider kann ich nicht damit rechnen.

Ihr Interesse an meinem Schaffen ist ungewöhnlich. Kein Verlag will was von mir drucken. Dies kann nicht nur materielle Gründe haben, da in Deutschland und auch in Oesterreich immer wieder Gedichtbände erscheinen, auch solche, die nicht vom Autor finanziert wurden. Im Herbst 1956 soll von mir ein Auswahlband erscheinen. Sehr viel lieber hätte ich einen neuen Band veröffentlicht und nicht einen mit früher gedruckten Gedichten, der nur wenige ungedruckte enthält. Doch dazu konnte der Herausgeber den Verlag nicht überreden. Er meint, dass ein solcher Band Leute, die mein Werk nicht kennen und dazu keine Möglichkeit hatten, mit ihm besser bekannt machen würde.

538b/Br-K/1

Abb. 3: Erste Seite des Briefs von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 25. März 1956.
LIT, Sign.: 538b/Br-K.

31 Theodor Kramer, Pension Solderer, Hæn I Heinrichsgasse 2.

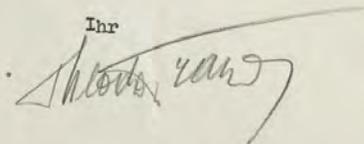
9.11.1957.

Lieber Herr Fitzbauer!

Besten Dank für Ihre Karte. Obwohl ich dzt nur Stücke lese, um die Zeit hinter mich zu bringen, las ich Ihre Abhandlung, deren Schärfe ich für gerechtfertigt finde. Als Auriolum hörte ich, dass vor etlichen Jahren Hakel in der Urania Kurse, eine Art Autorenschule, abgehalten haben soll. - Ich schreibe noch immer nicht, habe aber Manuskripte durchgesehen, die ich vor Jahren Guttenbrunner sandte, habe an ihnen kleine Verbesserungen angebracht und vermerkt, in welche Cyclen oder Bände ich sie einereiht haben möchte. - Der Komponist Zwetkoff Baden-Baden spielte mir hier die "Kramerlieder" vor, sieben an der Zahl, viril, im ehrlichen Parlando, oft von interessanter Auffassung. Es existiert noch der burgenländische Cyclus mit Schlagzeugbegleitung. - Ich könnte Ihnen gelegentlich etliche dieser Mss, die einen bisher unbekanntes Kramer zeigen, vorlesen. Aus der Hand geben kann ich sie nicht, da ich mit Guttenbrunner an ihnen arbeiten will. - Ich weiss durchaus nicht, ob ich in meinem englischen Gepäck die Adresse von Waldinger und vor allem von Harry Zohn finden werde, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir sie geben könnten. - Ich hatte viele Wege in der Frage von Wohnung, Mobilkar und Hausrat, noch nichts ist entschieden und einiges lässt sich gar nicht glücklich an. Ich weiss nicht, ob ich den praktischen Veränderungen unter so komplizierten - für meinen Zustand komplizierten - Verhältnissen gewachsen sein werde. - Sehr gefällig mit die Tochter von Carl Zuckmayer, die mich kennen lernen wollte. Leider vergass ich, sie um ihre Adresse zu fragen. Sie kam mit den Zwetkoffs. -

Für heute

Ihr



538b/B20-K

Abb. 4: Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 9. November 1957.
LIT, Sign.: 538b/B20-K.

AM ENDE

In Kramers Briefen, allesamt sorgfältig getippt und korrigiert, zeigt sich, dass er sich 1956/57 finanziell und gesundheitlich am Ende fühlt, »lebendigen Leibs bereits tot«. ²⁰ Das Schreiben und der Kontakt mit dem neuen, ihm persönlich unbekanntem Brieffreund Fitzbauer in Wien scheinen ihm aber – neben seinen bestehenden Verbindungen wie jener zu Willy Verkauf – eine willkommene »lifeline« nach Hause gewesen zu sein. Er nutzte die Korrespondenz, um über sich selbst zu schreiben, über seine Lage als Dichter im (Nach-)Exil und damit verbundene Hindernisse. Gelegentlich übernahmen die Briefe wohl auch die Funktion der Protokollierung seiner Krankengeschichte, die sein Schaffen beeinträchtigte und für die finale Niederschrift und Ordnung seiner Gedichte keine Kraft und keinen Platz ließ.

Den letzten Brief an Erich Fitzbauer schrieb Kramer im November 1957 (Abb. 4), knapp fünf Monate vor seinem Tod, aus der Pension Solderer in Wien, wohin er nach einem Nervenzusammenbruch und psychiatrischem Aufenthalt zurückgekehrt war: »Ich weiss nicht, ob ich den praktischen Veränderungen unter so komplizierten – für meinen Zustand komplizierten – Verhältnissen gewachsen sein werde.« ²¹ Am 3. April 1958 erlag er einem Schlaganfall.

ANMERKUNGEN

- 1 Theodor Kramer / Sammlung Fitzbauer, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien (im Folgenden LIT), Sign.: 538b/21-K.
- 2 Vgl. Teilnachlass Theodor Kramer, LIT, Sign.: 406/12.
- 3 Vgl. Erwin Chvojka, Konstantin Kaiser: Vielleicht hab ich es leicht, weil schwer, gehabt. Theodor Kramer 1897–1958. Eine Lebenschronik. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 1997, S. 46.
- 4 Erwin Chvojka: Einleitung. In: Theodor Kramer. Gesammelte Gedichte, Bd. 1. Hg. von Erwin Chvojka. Wien: Europaverlag 1984, S. 7–22, hier S. 15.
- 5 Hilde Spiel: Psychologie des Exils. In: Österreicher im Exil. Protokoll des internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945. Hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1977, S. xxii–xxxvii, hier S. xxii.
- 6 Waltraud Strickhausen: »Das Exil ist eine Krankheit«. Zu Hilde Spiels Darstellung der psychischen Auswirkungen des Exils. In: Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien. Hg. von Siglinde Bolbecher u. a. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995 (= Zwischenwelt 4), S. 141–162, hier S. 143.

- 7 Brief von Theodor Kramer an Willy Verkauf vom 22. August 1946, LIT, Sign.: 538b/B21-K.
8 Das zeigen weitere Briefwechsel Kramers, unter anderem jener mit Harry Zohn, den Michael Hansel 2001 in seiner Diplomarbeit aufgearbeitet hat. Vgl. Michael Hansel: »Der Brief im 20. Jahrhundert«. Dargestellt anhand eines Fallbeispiels. Der Briefwechsel des Dichters Theodor Kramer mit dem Literaturwissenschaftler Harry Zohn (1951 bis 1958). Universität Wien: Dipl.-Arb. 2001.
- 9 Brief von Kramer an Verkauf vom 22. August 1946 (Anm. 7).
10 Vgl. Theodor Kramer: Die untere Schenke. Gedichte. Wien: Globus 1946.
11 Silvia Schlenstedt: Heimat im Gedicht des Verbannten. Über Theodor Kramer mit einem Seitenblick auf Ernst Waldinger. In: Chronist seiner Zeit – Theodor Kramer. Hg. von Herbert Staud, Jörg Thuncke. Klagenfurt: Drava 2000 (= Zwischenwelt 7), S. 187–198, hier S. 192.
12 Die Briefe von Erich Fitzbauer an Theodor Kramer befinden sich, neben Durchschlägen von Kramers Antwortschreiben, im Teilnachlass Theodor Kramer (Anm. 2).
13 Vgl. Erich Fitzbauer, online abrufbar unter https://de.wikipedia.org/wiki/Erich_Fitzbauer (Stand: 21.8.2023).
14 Vgl. Hansel: »Der Brief im 20. Jahrhundert« (Anm. 8).
15 Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 25. März 1956, LIT, Sign.: 538/B1-K.
16 Spiel: Psychologie des Exils (Anm. 5), S. xxxiii.
17 Brief von Kramer an Fitzbauer vom 25. März 1956 (Anm. 15).
18 Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 4. November 1956, LIT, Sign.: 538b/B8-K.
19 Spiel: Psychologie des Exils (Anm. 5), S. xxviii.
20 Brief von Kramer an Fitzbauer vom 25. März 1956 (Anm. 15).
21 Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 9. November 1957, LIT, Sign.: 538b/B20-K.

»Das Ziel und der Sinn meines Lebens blieben unverändert«

Max Zweigs doppelter Verlust der Heimat

ANJA STIX

Max Zweigs (1892–1992) Leben war geprägt von einem ›Dazwischensein‹.¹ Geboren im mährischen Proßnitz als Sohn eines Rechtsanwalts, studierte er Jus in Wien, um dem Willen seines Vaters zu entsprechen. Seine Interessen galten jedoch schon früh der Kunst und Kultur und der eigenen schriftstellerischen Tätigkeit, die ihn u. a. nach Berlin und dann ›zufällig‹ und schicksalhaft 1938 nach Palästina führte, wo er schließlich den Rest seines Lebens verbringen sollte.

Ein Bündel von fünf Reisepässen (Abb. 1–2) veranschaulicht die unstete nationale Identifikationsbasis des Dramatikers.² Armin A. Wallas beschrieb diesen Umstand für Max Zweig als »Nichtzugehörigkeit« in mehrfacher Hinsicht, die sich wie ein roter Faden durch das Leben des Schriftstellers zog: »Zweigs Verhältnis zu Israel ist gebrochen durch Distanz, einer sowohl sprachlichen (Reflexion über jüdische und israelische Themen im Medium der deutschen Sprache) als auch emotionalen Distanz (Bewusstsein der Nichtzugehörigkeit bei gleichzeitiger aktiver Teilnahme am öffentlichen Leben Israels).«³ Der Gang ins Exil, wenn auch nicht als solcher geplant, bedeutete für Zweig das Entkommen vor der nationalsozialistischen Verfolgung, aber auch das Verlassen seiner Heimat. In diesem »gastlichen Asyl«, wie Zweig Palästina selbst benannte,⁴ blieb er vor allem deshalb heimatlos, weil er für sein schriftstellerisches Werk an seiner deutschen Muttersprache festhielt.

Zweig verlor seine geographische Heimat zweimal: Der erste Verlust geschah nach dem Ersten Weltkrieg, als das ›alte Österreich‹, in das er hineingeboren worden war, nicht mehr existierte. Darin gründete seine Entwurzelung. Der zweite geschah aufgrund einer Reise, die unvorhergesehen lebensrettend wurde. Im Jahr 1938 wurde der Autor zur Aufführung seines Stückes »Die Marranen« nach Palästina eingeladen. Infolge der politischen Entwicklungen konnte er nicht mehr nach Europa zurückreisen: »Ich war genötigt, in Palästina zu bleiben. Es war mir bestimmt, die nächste Reise nach Europa erst neun Jahre später anzutreten. Ich durfte die Jahre des Krieges und die Wirren der Nachkriegszeit friedlich in Palästina überdauern und unbehelligt mein Werk fortführen.«⁵

Mit dem Verlust der geographischen ging auch jener der sprachlichen Heimat einher. Ein zweisprachiges Plakat zur Bewerbung der Premiere (Abb. 3) verdeutlicht noch einmal das ›Dazwischensein‹ des Autors.⁶

Zweig befand sich nun im hebräischsprachigen Exil, blieb aber der deutschen Sprache treu, was sich gerade für den Erfolg seiner Bühnenwerke als schwierig gestaltete. So verwies auch Paul Wimmer auf die große Relevanz der deutschen Sprache für Zweig, welche schließlich zu einer – selbst auferlegten – Einsamkeit führte: »Zur Verbannung aus der Heimat kam die noch schwerer wiegende Einsamkeit des Künstlers, der nicht bereit war, auch aus seiner Muttersprache zu emigrieren und auch weiterhin in deutscher Sprache schrieb.«⁷ Die deutschsprachige Kultur war so fest in Zweig verankert, dass nicht einmal die Grausamkeit des Zweiten Weltkriegs etwas daran ändern konnte. Sie blieb die einzige Konstante im Leben des Dramatikers und trotz all seiner Heimatverluste hielt er daran fest. Er wählte dieses Außenseiterdasein, indem er sich weigerte, an der Sprache vor Ort teilzunehmen. All sein Tun war auf nur ein Ziel gerichtet: Dramen in deutscher Sprache zu verfassen. In seiner Autobiographie schrieb er: »Ich landete in Jaffa am dritten Juli 1938. Es war der Beginn einer neuen Existenz. Alle meine Lebensumstände wurden radikal umgestürzt. Das Ziel und der Sinn meines Lebens blieben unverändert.«⁸

Der Autor war in seinem geographischen Exil auch kulturell isoliert. Ein Austausch mit Kolleg*innen blieb ihm größtenteils verwehrt. Nur auf das eigene Schaffen fokussiert, entzog er sich selbst den künstlerischen Kreisen. Es blieb nur mehr die Rückbesinnung auf die jüdische Tradition, die ein Gefühl von Heimat und auch Verbundenheit mit dem neuen Wohnort bieten konnte. Spät in seinem Leben setzte sich Zweig mit seinem Glauben auseinander und verfasste im Jahr 1989 den Essay »Religion und Konfession«. Karin Lorenz-Lindemann kommentierte dazu: »Bis zuletzt hielt Max Zweig am deutschen Kulturerbe und den Hoffnungen der Aufklärungstradition fest. Auf diesem Hintergrund gewinnt seine späte Auseinandersetzung mit Religion und Konfession ihre besondere Brisanz.«⁹

Es gelang Zweig nicht, weder in der neuen noch der alten Heimat, ein interessiertes Publikum für sich zu gewinnen und sein Werk einem größeren Kreis nahezubringen. Er stand zwischen zwei Welten, da er weder zu der einen noch zu der anderen Anschluss finden konnte. Norbert Otto Eke fasste ein nüchternes Fazit: »Dieser spezifische ›Ort‹ Zweigs im Niemandsland zwischen den Kulturen und Sprachen mag erklären, warum der Dramatiker ein Solitär in der deutschen Dramen- und Theatergeschichte geblieben ist, nicht mehr als eine Fußnote in

הבימה

HABIMAH

הבימה

אולם מוגרבי תל-אביב

Tuesday 27.12.38 ביום שלישי

PREMIERE **הצגת בכורה**

האנוסים

מחזה בִּצ' מערכות
מאת **מקס צוִיג** עברית **אביגדור המאירי**

THE MARRANOS
by Max Zweig (Hebrew version) by Avigdor Hameiri

ההצגה - - **צבי פרידלנד**
הצ'ייר - - - **פונקל**
מוסיקה - **פורדהאוז בן-ציס'**

ההתחלה בשעה 8.30 בערב

שדיר הרכיטס כולל את כל תנטיס (קר) היטוט. טס השעטוטיתס. כפר הישוב ובל ועתה תבנין)

TICKETS OBTAINABLE at the Box Office of the Monyrah Theatre (tel. 3817) from 11 a.m. to 2 p.m. & from 4.30 to 6 p.m. & on the evening of the performance up to 8.30. On Friday from 12 noon till 5 p.m.

מכירת הכרטיסים בקפת מוגרבי וטל 3817
בשעות 11 לפהצ עד 2 נח"צ 4-6 אהצ:
בערב ההצגה עד שעה 12 וביום שעי
בשעה 12 עד 5 אהצ'.

Abb. 3: Zweisprachiges Plakat zur Aufführung von Max Zweigs Stück »Die Marranen«. LIT, Sign.: 387/Sal/S22-G.

der Großerzählung des deutschsprachigen Dramas nach 1945«.10 Das »Niemandland«, wie Eke es bezeichnete, wurde somit Zweigs Gefängnis, aus dem er nicht ausbrechen konnte.

Die verschiedenen Aspekte von Verlust griffen ineinander, bedingten einander und entwickelten sich auseinander. Sie sind eine mögliche Erklärung für die nicht dauerhafte Rezeption der Werke Zweigs. Die widrigen Umstände seines Lebens und seine eigene sehr strikte Einstellung führten immer mehr dazu, dass das Werk – und wohl auch der Autor selbst – in Vergessenheit geraten sind. Zweigs Grabstein mit zweisprachiger Inschrift auf dem Hauptfriedhof von Jerusalem (Abb. 4) hält mit dem Wort »Dramatiker« in Versalien die Erinnerung an sein Schaffen für die Nachwelt fest.¹¹



Abb. 4: Fotografie des Grabsteins von Max Zweig auf dem Friedhof »HarHaMenuchot« in Jerusalem. LIT, Sign.: 387/SalL9/4.

ANMERKUNGEN

- 1 Zu Max Zweigs Leben, Werk und Rezeption vgl. Anja Stix: »Ein unseliges Jahrhundert«. Max Zweig – Dramatiker im Exil. Universität Wien: Masterarbeit 2023.
- 2 Reisepässe von Max Zweig, Kryptoteilnachlass Max Zweig (im Vorlass Elazar Benyoëtz), Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien (im Folgenden LIT), Sign.: 387/Sa/L3.
- 3 Armin A. Wallas: Asyl in Erez Israel – Max Zweig. In: Ders.: Deutschsprachige jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Bd. 1. Hg. von Andrea M. Lauritsch. Wuppertal: Arco Wissenschaft 2008, S. 250–252, hier S. 250.
- 4 Norbert Otto Eke: »Einmal furchtlos vor Menschen sein und kühn!« Max Zweigs Arbeit am Gründungsmythos Israels. In: Zwischen den Sprachen – Mit der Sprache? Deutschsprachige Literatur in Palästina und Israel. Hg. von Norbert Otto Eke, Stephanie Willeke. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2019 (= Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 79), S. 231–250, hier S. 232.
- 5 Max Zweig: Lebenserinnerungen. Gerlingen: Bleicher 1987, S. 145.
- 6 Zweisprachiges Plakat zur Aufführung von Max Zweigs Stück »Die Marranen«, LIT, Sign.: 387/Sa/S22-G.
- 7 Paul Wimmer: Einleitung. In: Max Zweig: Die Liebe in uns vergrößern. Drei Schauspiele. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1984, S. 11–21, hier S. 14.
- 8 Zweig: Lebenserinnerungen (Anm. 5), S. 145.
- 9 Karin Lorenz-Lindemann: Religion und Konfession. Bruchstücke eines Bekenntnisses von Max Zweig. In: Dies.: »Meine Wurzeln treiben hier und dort«. Studien zum Werk jüdischer Autoren des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein 2009, S. 27–44, hier S. 33.
- 10 Eke: »Einmal furchtlos vor Menschen sein und kühn!« (Anm. 4), S. 234.
- 11 Fotografie des Grabsteins von Max Zweig, LIT, Sign.: 387/Sa/L9/4.